

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 10 (1930-1931)
Heft: 5-6

Artikel: Über eine gewisse französische Geistesverfassung
Autor: Beausire, Pierre / Simond, Daniel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-157213>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Über eine gewisse französische Geistesverfassung.

Vor kurzem erschien in der Sammlung „Les petites Lettres de Lausanne“ ein sehr bedeutsames Druckheft von Pierre Beausire und Daniel Simon, „D'un certain Esprit français“, drei Arbeiten über Barres, Maurras und den Surrealismus enthaltend. So viel Gutes und Geistesvolles sich in diesen Aufsätzen befindet, so ist doch das in weiteren Zusammenhängen Interessante das von beiden Verfassern gemeinsam gezeichnete Wort, welches ganz allgemeine Reflexionen über die heutige Geisteslage Frankreichs enthält. Was da gesagt wird, ist so wesentlich für die gemeineuropäische Kulturproblematik, daß wir größere Stücke daraus im folgenden wörtlich in Übersetzung wiedergeben wollen. Erich Brod.

„Wir müssen hier einen allgemeinen Begriff von Kunst und Leben anklagen, einen gewissen Geisteszustand, welcher in Gefahr ist, die Rolle Frankreichs zweideutig erscheinen zu lassen, und auf immer seine Bedeutung in einer Welt zu vermindern, deren Intelligenz heute die seine übertrifft, und deren Erneuerungs-Kühnheit sogar seine Freiheit der Erfindung übertrifft. . . Eine Unendlichkeit französischer Schriftsteller vermögen heute nicht mehr anders als gemäß oder gegen die Regeln einer nationalen Logik zu denken und zu handeln, welche sie für die Vernunft nehmen; sich unfehlbar auf irgend eine Überlieferung zu berufen, hier klassisch oder katholisch, dort romantisch, anderswo revolutionär; sich immerwährend auf die Vergangenheit zu richten, bald verurteilend, bald preisend. — Sie können nichts auf die Gegenwart gründen, nicht in der Gefahr dessen leben, was ist, oder der klarstichtigen Erwartung dessen, was sein wird. So wenig sie suchen das Heute zu beherrschen, versuchen sie das Morgen vorzubereiten, andern Gefahren die Stirn zu bieten, sich und andere strengeren Forderungen zu unterwerfen. Sie sind mit keiner Zukunftskraft mehr begabt — mit keiner Neugier, keiner Unruhe; zu ausschließlich nimmt sie die Betrachtung des Gewesenen in Anspruch, oder die Kunst, nichts vorzubringen, was nicht tiefe Wurzeln, nützliche Entschuldigungen, genügende Daseinsgründe in der Geschichte hat. — Alles was sie machen, alles was sie sind — sie tun es im Namen von irgend etwas; sie sind es im Namen irgend eines Prinzips. Sie verteidigen alle eine Fahne. Niemals hätten sie den Mut, in ihrem Namen zu sein oder zu handeln, niemals die Kraft, sich ein freies und einsames Geschick zu schaffen, und eine Wahrheit zu sein, welche nichts beweisen wollte, eine Seele, die in sich selbst ihr eigenes Ziel fände und ihre einzige und authentische Rechtfertigung wäre. Wenn sie sich daran machen, über den Menschen zu denken, so denken sie dabei immer an den Franzosen. Selbst wenn sie einiges Interesse für den Ausländer bekunden, ist es immer mit dem geheimen Gefühl, daß sie ihm überlegen sind, daß er ihnen nicht gleich sein und ihre ganze Schätzung verdienen kann, solange er nicht ihre Kultur angenommen, nicht ihnen ähnlich geworden ist. Sie legen ihrer Einzigartigkeit eine so übertriebene Bedeutung bei, daß sie darüber schließlich den Sinn für ihre wahrhaftige Originalität verlieren; daß sie lieber Franzosen sind, als sie selber; daß sie unfähig sind, jene Probleme in ihrer Allgemeinheit zu erfassen, die jeder Mensch, der seine individuelle Freiheit in ihrer Fülle in Anspruch zu nehmen und sich ehr-

lich und ganz zu verwirklichen sucht, notwendig stellt und sich stellt. Welche Sympathie sie auch immer vorschützen für alles, was von auswärts kommt, welche Geschicklichkeit sie auch aufwenden, uns zu überzeugen, daß sie in dem Maße umfassender seien, als sie strenger französisch sind, so können sie doch nicht ihre gegenwärtige Unterlegenheit beschönigen. Natürlich, wir wissen schon, daß sie zu gute Logiker sind, um nicht trotz allem Recht zu haben. Der Franzose hat immer Recht. Aber mögen sie in Paris Recht haben — was liegt uns daran! Ob sie es eingestehen wollen oder nicht, ob sie es sich bewußt sind oder nicht — sie haben endgültig den Begriff der Menschheit selbst in denjenigen der Nationalität eingeschlossen. Unter ihren parteiischen Händen ist die hochgesinnte und machtvolle Menschheitsgesinnung nur ein gewöhnlicher Nationalismus geworden — . . . Sie glauben das „glänzende literarische Schicksal Frankreichs“ so reich, daß sie ihre wesentliche Nahrung daraus machen; sie sehen seine Autorität so wenig bestritten, daß sie mit Nachdruck ihre ganze objektive Sicherheit des Gedankens und subjektive Sicherheit der Sprache darauf gründen. Alle machen sich seine Souveränität und seinen Ruhm zu Nutze, um ihre Neugierdelosigkeit zu rechtfertigen und ihr Ungenügen zu verbergen. Wie sollten sie nicht dem Dämon des Hochmutes verfallen, dem tiefen Nichtachten des ganzen Restes — wenn Frankreich so lange der Bewunderung der Völker und ihrer Auslese das Kriterium seines Geschmacks, die Reinheit seiner Literatur, die Energie und Helligkeit seiner Schriftsteller aufzuerlegen wußte? . . . Aber was haben die folgenden Jahrhunderte getan, wenn nicht von diesem Ansehen gelebt, diese Überlegenheit ausgebeutet, der Seele einer ihnen zu entgegenkommenden Gesellschaft die unreinen Wirrnisse einer maßlosen Empfindsamkeit und die leere Begeisterung eines seiner selbst trunkenen, seiner Grenzen und seiner Funktion seltsam unwissenden Verstandes mitgeteilt? Dank jener Kunst der Liebenswürdigkeit, jener Wissenschaft der Verführung und der Überredung, welche das ewige Erbteil des Franzosen sind, haben sie ihre Krankheiten in Reize zu verwandeln und schließlich sogar ihre Schwächen anziehend zu machen gewußt. Eine Überlieferung pariserischen Geistes, aus Unbekümmertheit und Ironie gemacht, hat sich so gebildet, welche, klassisch aus Einschränkung und nicht aus Fülle oder Hoherzigkeit,¹⁾ sich auf die Enzyklopädie und durch sie hindurch auf das Grand Siècle beruft. Sie beansprucht immer noch die moralische Vorherrschaft. Unter dem Vorwand der Klarheit weist sie alles Neue zurück. Diese berühmte französische Klarheit, von welcher vulgären Seichtheit wird sie heute nicht zum Narren gehalten! Dirne des Geistes, überliefert sie seine Geheimnisse dem Ersten Besten und zum ersten besten Preise. Das nennt man dann, die Ideen in die Reichweite aller bringen. Nichtswürdiges Zugeständnis an die allgemeine Trägheit. Es gibt keine Beziehung zwischen der Klarheit und der Wahrheit eines Gedankens. Nur die Strenge fällt ins Gewicht, Strenge gegen sich selbst, Strenge, die vom Leser gefordert wird. Robert de Flers hat nichts gemein mit Descartes. Um die Hauptstadt des Geistes

1) Sperrungen von Sätzen durch den Übersetzer.

zu bleiben, hat Paris einfach den Sinn dieses Wortes geändert. . . . Indem sie aus ihrem eigenen Grunde leben wollte, ist die apollinische Serenität Boulevard-Senilität geworden. — Überall erheben sich neue Kräfte, brechen sich neue Forderungen zu Tage. Es ist eitel, unter dem Vorwand asiatischer Gefahr seine Türe vor dem Aufruhr zu verschließen, seine Unabhängigkeit in seiner Stube zu verkündigen. Was sie auch sagen mögen, jene erlesenen Bergliederer sind doch durchaus genötigt, sich Rechenschaft zu geben, daß der Sitz ihres organisatorischen Empirismus wankt, daß ihre gealterte Salonphantasie und ihr worthafter Optimismus erschöpft sind; daß ihre Erde und ihre Toten sie nicht mehr nähren noch verteidigen können. Sie sind nun gezwungen, Angst zu haben. — Wenn alle Gegebenheiten, auf welche sich seine Moral und seine Psychologie gründen, in Frage gestellt, wo nicht widerlegt werden, wenn selbst die Idee des Menschen angegriffen wird, dann hat der Franzose kein anderes Mittel, sich aus der Affäre zu ziehen, als auf die Vernunft zurückzugreifen oder zur Natur zurückzukehren. Voltaire oder Rousseau, die Pole des modernen französischen Geistes! Der platteste Rationalismus oder die zweideutigste mystische Spielerei. . . . Welches sind die, welche heute den Dingen und Menschen ins Gesicht zu schauen, die Probleme so zu sehen wissen, wie sie sich stellen? Welches sind die, welche die einzige Überlieferung, die zählt, zu finden und wiederzufinden wissen, diejenigen der großen Spektiker und der großen Moralisten — diejenige der Rabelais, der Montaigne, der Pascal, der La Rochefoucauld, die, im Sande des 18. Jahrhunderts versunken, erst wieder mit den Stendhal, den Baudelaire, den Mallarmé, den Proust zu Tage getreten ist, unter den verschiedensten Formen, aber immer von moralischen, philosophischen oder poetischen Jenseitigkeiten heimgesucht? Gewiß muß man hier den Adel eines Suarez, die Größe eines André Gide, die erbarmungslose Hellichtigkeit eines Valéry verkündigen. . . . Aber neben ihnen, neben dem, großer Gott! welche Misere! Man zeige uns einen Menschen unter all diesen Gewerbsmäßigen der Aufrichtigkeit, all diesen Reportern vom Genie eines andern, all diesen vorgeschiedlichen Angstbesessenen; man zeige uns einen einzigen Franzosen, der nicht das Herz auf der Zunge hat, der etwas zu sagen hat, oder eine Qualität, einen Reichtum der Seele, daß man sie derjenigen eines Goethe oder auch nur Rilke z. B. vergleichen könnte — wir versichern, daß wir dann nicht mehr auf die Sache zurückkommen würden. Sie sind alle auf Geschwätz und Ubergeschwätz eingestellt. Es ist in ihnen kein Schweigen, kein Fragestellen, kein höherer Wille zu Herrschaft und Macht. — Kein Wind aus der Weite. Man stellt sich in Frankreich keine Fragen mehr, die eine gewisse Ebene überschreiten. Dann ist es eben schlecht gesehen. Hat man einmal, so denkt man, eine gewisse poetische Wirklichkeit, ein gewisses sehr entgegenkommendes moralisches Gleichgewicht, eine gewisse psychologische Klarichtigkeit erreicht, so bleibt nichts, als diese Dinge dem nationalen Gesichtspunkt anzupassen oder sie irgendeinem untergeordneten Internationalismus dienstbar zu machen. . . . Frankreich hat die politische Revolution gemacht, zur poetischen Revolution beigetragen, ist der psychologischen Revolution gefolgt. Dabei ist es stehen geblieben. Es hat die moralische Revolution nicht zu machen

gewußt, erstens weil es ihm an moralischem Sinn fehlt, dann weil eine solche Revolution sich auf eine metaphysische Revolution gründen muß. Nun fehlt es Frankreich noch mehr an metaphysischer Empfindlichkeit als an tragischem Sinn oder Weite der Ausblicke. Es hat nicht begriffen, daß jede wahrhafte Revolution von der Seele ausgeht, daß jede Revolution albern ist, wenn sie nicht vor allem eine innerliche ist. Kant ist ein bißchen fürchterlicher als Robespierre. . . Es handelt sich nicht mehr darum, auf den heiligen Thomas zurückzugreifen oder jenen bleichen Herrn Bergson zu kommentieren, sondern vielmehr den heutigen Stand der Probleme des Bewußtseins und der Freiheit zu prüfen, wie wir sie vom 19. Jahrhundert Deutschlands geerbt haben. Es ist die geziemende Rolle des französischen Geistes, hier die Kühnheiten der andern zu überwachen. Warum hat niemand in Frankreich den Mut gehabt, dem Werke eines Schopenhauer die Stirn zu bieten oder ehrlich die äußerste Bedeutung der von einem Nietzsche hervorgerufenen Umstürze zu bekennen? Nur ein Gide, ein Valéry haben ihre Blicke etwas weiter als die andern zu werfen gewagt. Das ist's, was man ihnen nicht verzeiht. — Aber warum sollte Frankreich schweigen? Hat es der Welt nichts anderes vorzulegen als den beschränktesten und selbstgenügsamsten intellektuellen Patriotismus? Es gibt eine europäische Überlieferung von philosophischem Modernismus. Sie geht auf die Renaissance, Lionardo, Bacon, Decartes zurück. Frankreich hatte einmal an ihr teil. Diese Überlieferung allein gibt Europa einen Sinn. Ihr kommt es zu, ein neues Bild des Menschen zu schaffen, die Kräfte und die Werte einander zuzuordnen, eine männliche und hochgefinnte Philosophie der Wertigkeit aufzurichten gegen jene verhängnisvolle demokratische Religion der Quantität, welche aus Amerika eingeführt wird. — Ist die Rolle der französischen Geistigkeit, sich abseits von einer Bewegung zu halten, welche früher oder später unseren Erdteil ein dringenderes und zugespitzteres Bewußtsein seiner selbst gewinnen lassen wird? Wird Frankreich auf dem Fußgestell seiner unheilbaren Unneugierde dabei verharren, in mondäner Eleganz und billiger Ironie jenen Rest von Wachsamkeit und Geist zu verlieren, die einige Leute ihm großherzigerweise noch beizulegen sich gefallen — auf die Gefahr hin, eines Tages nur noch die erlauchteste, aber auch todesnächste Provinz eines endlich seiner selbst mächtigen Europa zu sein?"

Politische Rundschau

Schweizerische Umschau.

Parteien-Dämmerung.

Die Natur macht keine Sprünge. Das gilt auch für die Politik. Wir mögen lang finden, die heutigen staatspolitischen Zustände, wie sie aus der Herrschaft der politischen Parteien sich ergeben, seien höchst unerfreulich und riefen der Abschaffung, bezw. Ersetzung der Parteien durch andersgeartete Organisationsformen. Die politischen Parteien sind Tatsache und zwar die unmittelbarste und